Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 4 (1900-1901)
Heft: 12

Artikel: Traudls Grab
Autor: Adelung, Sofie v.
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-666730

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 07.08.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Traudls Grab.

Erzählung von Sofie v. Adelung.

Es war Frühling. Auf dem kleinen Dorffriedhofe jubelten und schluchzten die Nachtigallen, als wollten sie all das Leid und all die Lust, die seit Menschengedenken die Welt erfüllen, in den milden Lenzabend hinaussingen, und Flieder- und Maiblumenduft zog mit ihren Liedern von einem stillen Grabe zum andern.

Sein Enkeltöchterchen an der Hand, ging der alte Friedhofaufseher langsam die schattigen Gänge entlang. Er hatte die Stelle erst seit kurzem angetreten, und außer der alten Magd war noch die kleine Gertraud, seiner Tochter Kind, mit ihm hergezogen; denn er war Witwer und in der Tochter kinderreichem Bauernhofe wimmelte es von kleinem Volk. Traudl aber gieng gern mit dem alten Großvater: wußte er doch so hübsch zu erzählen. Sie war ein nachdenksames Mägdlein, und so lieb sie auch ihre Eltern daheim gehabt und die Geschwister alle, so war sie doch am allerliebsten bei dem alten Manne: mit dem ließen sich so vernünftige Gespräche führen und er gieng auf alles ein, was sie beschäftigte.

„Gelt, Großvaterl," sagte sie, während sie jetzt neben dem Alten hertrippelte, „in jedem Grab schlaft einer, der auf den lieben Gott wartet, bis er ihn ruft?"

Der Alte nickte, sprechen konnte er nicht, denn mit den Zähnen hielt er ein Büschel Bast, das er immer in der Tasche trug; um einen langen Rosenzweig festzubinden, der sich auf ein Nachbargrab verirrt und liebevoll um dessen Kreuz geschlungen hatte.

„Können denn die Leut' da drunten schlafen, wenn man hier oben spricht und die Vögel so laut singen?" fragte die Kleine.

Der Alte nahm den Bast aus dem Munde: „Die schlafen fest," sagte er, „so fest, daß sie nix wecken kann. Aber schau nur, wie viele Leute mit Kränzen! Du mein! fast ein jedes Grab kriegt seine Blumen!"

Die Kleine sah eine Weile den verschiedenen Gestalten zu, die sich zwischen den Gräbern hin- und herbewegten. Dann sagte sie:

„Weißt, Großvaterl, ich möcht' auch ein Grab haben."

„Was sagst denn da, Kind? Ein Grab? ja, zu was denn, ums Himmels willen? bist doch noch klein und lustig und g'sund, zu was denn ein Grab, ums Himmels willen?" wiederholte er, sie besorgt anschauend, ob ihr nichts fehle.

„Bloß zum Liebhaben, Großvaterl," erwiderte die Kleine zutraulich; „schau, alle Leute haben ihr Grab, wo sie hingehen und Blümerln hinpflanzen und Kränz' drauflegen, und ich hab' gar keins."

„Meine Gräber sind auch nicht hier, Traudl."

„Du hast aber alle die vielen, vielen Gräber z'samm, Großvaterl, gelt? denn die gehören doch dir, weil du sie b'sorgen mußt. Und ich möcht' auch eins haben, gar so gern, für mich allein. Geh, Großvaterl, schenk mir eins, gelt?" drang sie in ihn.

„Du narret's Ding! ich kann dir doch keins schenken."

„Ach geh, Großvaterl, thu's doch! ich bitt' dich halt gar so schön! Ich will's ja gewiß gut pflegen und gar so liebe Blümerln drauf pflanzen, sollst sehen. Dort drüben ist ein Grab, das schaut ganz nacket aus und so allein. Das schenk mir, Großvater."

„Bist ein recht's Dschapei du! Einem so kleinen Dirndl wie du ein Grab schenken! Die Gräber g'hören ja gar nit mein." Aber er ließ sich doch willig von der ungeduldigen kleinen Hand dorthin ziehen, wo ein morsches Holzkreuz stand, an dem Regen und Sonne die schwarze Farbe abgewaschen und verblaßt hatten. Kopfschüttelnd betrachtete

er die vernachlässigte Stätte, auf der nur Vogelkraut wucherte und Löwenzahn seine kleinen gelben Sonnen ausbreitete.

„Hast recht," sagte er dann, „das sieht bös aus. Da ruht ein altes Weib, der ihr einziger Sohn weit fort ist, und für der ihr Grab niemand mehr sorgt; Marianne Attenkoferin hat sie geheißen. Morgen komm' ich so wie so daran."

„Großvaterl!" Die Kleine sah ihn mit flehenden Augen an und legte die Hände zusammen.

„Na, meinetwegen," sagte der Alte, das Grab soll dein sein, zum Pflegen und Hüten. Aber schau, Traudl, mußt dann auch dabei bleiben, hörst?"

G'wiß, Großvaterl, g'wiß! Bis der liebe Gott die Marianne Attenkofer ruft, soll sie ein Grab haben, so schön, wie alle andern."

* * *

Jahre sind seitdem vergangen, aber Traudl hat Wort gehalten. Auch als sie anfieng, in die Schule zu gehen, und nachher, als sie dieselbe wieder verließ, hat sie nicht aufgehört, „ihr Grab" zu pflegen. Das morsche Kreuz ist ausgebessert und frisch angestrichen worden, der Name der stillen Schläferin darunter mit frischen deutlichen weißen Buchstaben zu lesen. Auf dem Grabe aber blüht es im Sommer wie in einem Gärtlein, und wenn es auch meist nur wilde Blumen sind, sie duften doch süß.

Der greise Friedhofaufseher geht in den Gängen auf und ab; er ist einwenig gebückter geworden. Von Zeit zu Zeit schaut er nach dem Gittertürchen, wo seine Enkelin herkommen muß, die gegangen ist, einer kranken Nachbarin Suppe zu bringen.

Es ist still im Garten. Die Leute haben heutzutage auch auf dem Lande nicht mehr so viel Zeit wie früher, um die Ruhestätten ihrer Lieben zu besuchen, das Leben eilt und drängt und hastet zu sehr. Da kommt ein Mann zur Friedhofspforte herein: auf dem Rücken trägt er ein Ränzl, das Gesicht haben Wind und Wetter gebräunt. Von fernher, denkt der Alte und beobachtet den Fremden, wie er einen Augenblick unschlüssig im Mittelweg stehen bleibt und dann mit langsamen Schritten der Nordseite zugeht, wo die bescheidenen armen Gräber liegen.

Er kennt seinen Weg, denkt der Alte. Aber wenn er mich brauchen sollt', ich bin ja so weit nit weg. Wo nur die Traudl bleiben mag?

Mittlerweile werden des Fremden Schritte immer langsamer. Er nimmt den Hut ab und wischt sich die Stirn. Dann sieht er sich wehmütig um. So allein, so ganz allein in die Heimat zurückzukehren, es ist hart. Er ist jetzt ein gemachter Mann, ehrlich und redlich hat er seine Zukunft gesichert, das Leben liegt offen vor ihm, aber er steht einsam in der Welt.

Die alte Heimat und das Grab der Mutter sah er beide so oft im Traume, bis er aufgebrochen war, die weite Ueberfahrt von Amerika gemacht hatte und nun klopfenden Herzens wieder dastand, gerade am Todestage der Mutter, wo er einst so heiße Tränen geweint, als er von seinem Glück und seiner Jugend Abschied genommen. Wie würde er das Grab wiederfinden? Würde er es gleich erkennen? Würden nicht Wind und Wetter, Sturm und Winterschnee die Inschrift auf dem alten Holzkreuz verwischt haben? Ja, stand dieses überhaupt noch da?

Eine ganze Weile zögerte er noch, dann bog er in den schmalen Seitengang ein, der zum Grabe der Mutter führte, und stand gleich darauf vor dem niedern Hügel. Zwei- und dreimal mußte er sich über die Augen fahren: War das ein Traum, war es Wirklichkeit, was da so lieblich vor ihm lag, eine sorgsam gepflegte Grabstätte, aus der das Kreuz hervorragte?

O Mutterl, Mutterl! Es hielt ihn nicht länger; laut aufschluchzend kniete er am Grabe nieder und schlang beide Arme um das Kreuz. So ein liebliches Willkommen! Es dünkte ihm fast wie ein Gruß aus himmlischen Höhen, als spreche die Tote zu ihm aus ihrem stillen Grabe, als wolle sie ihn an ihr Herz ziehen.

Lange lag er so da, in sich versunken, voll Rührung und Wehmut. Wer, wer in aller Welt mochte so für das Grab seines Mütterleins gesorgt haben, während er draußen in weiter Fremde den Kampf ums Dasein kämpfte?

Als er sich endlich langsam aufrichtete und die Augen erhob, begegnete er dem Blick zweier anderer Augen und vor ihm stand ein Mädchen in der heimatlichen Tracht, das ihn voll Teilnahme betrachtete. Unwillkürlich redete er es mit dem trauten „du" an, das er in der Fremde mühsam verlernt hatte. „Hast etwa du mein liebes Grab so gepflegt, Deandl?"

Sie stutzte. „Das Grab da ist mein," sagte sie.

„Dein?"

„Ja, das ist mein, schon viele, viele Jahre."

Betroffen schaute er sie an, die zierliche und doch kräftige Gestalt, den flechtenumwundenen Kopf mit den treuherzigen Augen. „Dein?" wiederholte er langsam. Ihm war wundersam zu Mute; reisemüde, wie er war, betäubt und ergriffen, meinte er jeden Augenblick, es könne das alles vor seinen Blicken wieder zerrinnen: das blumengeschmückte Grab, die liebliche Gestalt des Mädchens, der stille Friedhof mit seinen herben und doch süßen Erinnerungen.

„Seit ich denken kann, hab' ich es lieb und versorg' es mit Blumen," nahm Traudl wieder das Wort. „Mußt wissen, wie ich noch ein ganz kleines Deandl war, hat mich das Grab da erbarmt, weil es gar so verlassen und vergessen war. Kein Mensch hat danach geschaut, denn der einzige Sohn der Frau, die darin liegt, ist fortgezogen, weit fort, ich mein' gar, nach Amerika. Und weil ich halt auch gern ein Grab gewollt hab', das mir allein g'hören sollt', wie ich's bei andern Leuten g'sehn hab', — du mein! ich hab' dazumal freilich noch nix gewußt von Tod und Sterben! — so hab' ich nun mein Großvaterl so lang bitt', bis er mir das Grab da geschenkt hat. So, jetzt weißt alles. Maria Attenkofer hat s' g'heißen, die Frau, und heut ist grad' ihr Todestag siehst?" Damit bog sie die Zweige der beiden Büsche zu Seiten des Kreuzes auseinander, damit er die Inschrift noch besser lesen könne. „Aber wer bist du denn eigentlich?" fragte sie etwas schüchtern.

Er deutete nach dem Namen auf dem Kreuze. „So heiß' auch ich," sagte er, „Attenkofer, Anton Attenkofer."

Sie trat einen Schritt zurück. In ihrem Gesicht malte sich ein freudiger Schreck. „So bist du am End' gar . . ."

„Ich bin der Sohn." Mehr brachte er nicht heraus. Sie schlug die Hände zusammen, in ihre freundlichen Augen traten Tränen. „Jetzt so was, nein, so was! wiederholte sie einmal über das andere. „Aber der ist ja drüben in Amerika!" setzte sie naiv hinzu.

„Es gibt Schiffe zum 'rüberfahren," meinte er lächelnd.

Sie sah ihn an, dann streckte sie ihm treuherzig die Hand hin. „So grüß dich Gott," sagte sie warm. „Weil du doch gar niemand hast hier, in deiner alten Heimat, der dich begrüßen könnt', so muß halt ich es tun."

Er ergriff ihre Rechte, er drückte sie in seinen beiden Händen und sah ihr dabei tief in die Augen. „Deandl, was du da mir und meinem Mutterl getan hast, das soll dir unser Herrgott vergelten," sagte er mit bebenden Lippen. „Ich kann's nie und nimmer. Hätt'st du nur mein Mutterl gekannt, so wüßtest du, was mir an dem Grab da liegt."

Aber da zog sie plötzlich die Hand aus der seinen. „Du mein! Da hab' ich nit gleich darauf gedenkt! Das Grab, das g'hört ja jetzt dein, weil es dein Mutterl ist, das darin schläft. Weißt, darfst mir's nit übel nehmen, wenn mir's ein bissel schwer wird, z' denken, daß es nimmer mein ist. Wenn man so ein Fleckerl Erd' lieb g'habt hat, wie sein Gärtl, fast ein halbs Leben lang — natürlich, 's g'hört jetzt dein, aber ein bisserl leid tut mir's halt doch, es abz'geben." Vergeblich suchte sie ihr Gesicht vor ihm zu verbergen, die Augen standen ihr voll Wasser.

„Deandl," sagte er nach einer Weile, während welcher er sie schweigend beobachtet hatte, „schön reden kann ich nit, 's ist nit meine Art. Aber sagen muß ich dir, wie mir's ums Herz ist. Schau, du hast jahrelang das Grab da, das dir fremd war, gepflegt und g'hütet und lieb g'habt, dieweil ich, der Sohn, in der weiten Ferne war und nix für das Grab hab' tun können. So wollen wir uns halt jetzt, wo ich wieder daheim bin, in das Grab teilen. Wie eine liebe Tochter bist du g'wesen, alle die Zeit, für mein Mutterl, und so soll's auch jetzt bleiben, wo der Sohn wieder da ist, gelt!"

„Dann wären wir ja zwei beid' Geschwister," sagte sie schüchtern und sah ihn dabei lächelnd an.

„Ja, G'schwister," sagte er warm. „Aber da fällt mir doch was ein," er sah sie unschlüssig an, „das geht doch nit so recht. Weißt eine rechte Tochter kannst du doch eigentlich nit sein, weil du nit Attenkofer heißt."

„Ja, was sollen wir nachher tun," fragte sie, wenn wir doch 's Grab zusammenpflegen sollen?"

„Was meinst?" er fuhr sich durch das lockige Haar und sein ernster Mund wurde schalkhaft: „Ich will dir einen Vorschlag machen. Es müßt' halt ein anderer Titel sein als Tochter, aber ebenso schön. So zum Beispiel, ja, zum Beispiel, was meinst zu Schwiegertochter? Weißt, dazu braucht man ja nicht denselben Namen auf d' Welt 'bracht haben."

Ihr war plötzlich eine heiße Röte in die Wangen gestiegen. „Da kommt mein Großvaterl!" rief sie hastig und im nächsten Augenblick war sie seinen Blicken entschwunden. —

Auf der Friedhofsbank sitzen zwei glückliche Menschen, die sich an der Hand halten und gar nicht wieder loslassen können, so viel haben sie sich zu sagen, in Worten oder auch in süßem Schweigen. „Jetzt weiß ich doch, auf wen ich drüben immer g'wartet hab'," sagt er und schaut ihr dabei ins Auge.

„Und ich weiß, für wen ich mein liebes Grab so schön gepflegt habe; schau, wie das Herzlamperl herüberleuchtet!"

Wieder schweigen sie eine ganze Weile. „Das ist unsere Lieb', die so hell brennt, Traudl," sagt er bewegt.

„Die Lieb', die über den Tod hinausreicht," sagt sie leise; „Toni, ist's auch recht, auf dem Friedhof von Lieb' zu reden?"

Er sieht sie an und zieht sie fest an sich. „Von unserer Lieb' schon, die darf der Herrgott sehen, und was der sehen darf, das können auch die stillen Toten da drunten hören, gelt, Traudl? O, was hätt' sich mein Mutterl über uns zwei beide g'freut!"

Redaktion: Ad. Vögtlin. — Druck und Expedition von Müller, Werder & Cie. Zürich.